

EDITORIAL

Solange man etwas wissen kann, tauchen in verschiedenen Diskursen Tiere als Beispiele auf. Es lässt sich sagen: Tiere sind dankbare Beispiele. Das wird etwa an einem Beispiel-Tier deutlich, das weit über den Fachdiskurs der Physik hinaus besondere Berühmtheit erlangt hat, nämlich Schrödingers Katze. Bekanntlich ersann der Nobelpreisträger Erwin Schrödinger 1935 den „burlesken Fall“¹ einer Katze, die

in eine Stahlkammer gesperrt [wird], zusammen mit folgender Höllenmaschine (die man gegen den direkten Zugriff der Katze sichern muss): in einem GEIGERschen Zählrohr befindet sich eine winzige Menge radioaktiver Substanz, *so* wenig, daß im Lauf einer Stunde *vielleicht* eines von den Atomen zerfällt, ebenso wahrscheinlich aber auch keines; geschieht es, so spricht das Zählrohr an und betätigt über ein Relais ein Hämmerchen, das ein Kölbchen mit Blausäure zertrümmert. Hat man dieses ganze System eine Stunde lang sich selbst überlassen, so wird man sich sagen, daß die Katze noch lebt, *wenn* inzwischen kein Atom zerfallen ist. Der erste Atomzerfall würde sie vergiften haben. Die ψ -Funktion des ganzen Systems würde das so zum Ausdruck bringen, daß in ihr die lebende und die tote Katze (s. v. v.) zu gleichen Teilen gemischt und verschmiert sind.²

Mit diesem Gedankenexperiment problematisierte Schrödinger die Kopenhagener Deutung der Quantentheorie und suchte zu demonstrieren, dass das, was von Niels Bohr und Werner Heisenberg im mikrophysikali-

¹ Erwin Schrödinger: Die gegenwärtige Situation in der Quantenmechanik. In: *Die Naturwissenschaften*, 23. Jg., Heft 48 (29. November 1935), S. 807–812, hier S. 812.

² Ebd.

schen Bereich postuliert wurde, sich auf makrophysikalischer Ebene als Paradoxie zeigt. Dabei spielt es für den Sachverhalt freilich keine Rolle, welches Lebewesen in jene Höllenkammer gesperrt wird. Gleichwohl eignet sich die Katze offenbar besonders gut als Beispiel, um dieses große Paradox der Quantentheorie zu veranschaulichen. Als allseits bekanntes Haustier aus unserer Alltagsrealität erfüllt sie zunächst eine prinzipielle Forderung an Beispielhaftigkeit, die bereits Aristoteles formuliert, nämlich dass Beispiele stets „bekannter“³ sein müssen als das, was an ihnen illustriert oder erläutert wird. Bei Schrödinger leistet die Katze nun gerade als gewissermaßen gemeingewöhnliches Tier die Übersetzung, um nicht zu sagen den Sprung der unanschaulichen quantentheoretischen Verhältnisse in die beobachtbare Makrophysik des Lebens. Dabei handelt es sich zugleich um ein *handgreifliches* Beispiel (vgl. z.B., Nr. 2/3): Die Katze ist ein Körper zum Anfassen, mit ihrem weichen Fell geradezu eine Einladung zur Berührung. In diesem Sinne dient das Beispiel gleichsam als Probestein, es hat eine ästhetische, sinnliche Dimension, die aus dem Text herausführt und auf eine haptische Sinneserfahrung zielt oder diese metonymisch aufruft. Die angenehm greifbare Wirklichkeit des lebendigen Körpers wird dabei implizit auch gegen die ebenso paradox scheinende wie unangenehme ‚Verschmierung‘ abgehoben. Freilich hat dieser Gebrauch des Beispiel-Tiers weniger eine epistemologische (also etwa beweisende oder belegende) Funktion, sondern spielt in einer rhetorischen Dimension, die sich aus

³ Aristoteles: *Rhetorik*, 1357b (zit. nach der Übersetzung von Christoph Rapp. Berlin 2002).

anerkanntem Wissen speist: Die Katze steht hier für die gewohnte Ordnung der Dinge ein, der gemäß stets eindeutig entscheidbar ist, ob etwas tot ist oder lebt, wogegen die ‚Vermischung‘ und ‚Verschmierung‘ beider Seinszustände als komische Absurdität erscheint, eben als „burlesker Fall“ wie aus einem phantastischen Roman.

Die Rolle von – wirklichen wie fiktionalen – Tieren als Beispielen ist freilich kein modernes Phänomen, sondern uralt. Sie spielen diese nicht nur in der Fabel, also einer dem Exemplarischen besonders nahestehenden literarischen Gattung,⁴ wo an Tieren menschliche Charaktere und moralische Verhältnisse mustergültig oder modellgebend dargestellt werden. Auch die Tiere der mittelalterlichen Bestiarien fungieren „allesamt als Exempla“, wie etwa Monika Schmitz-Emans betont hat: So war die Tierdarstellung in der Tradition des *Physiologus* „einem Wissensmodell verpflichtet, demzufolge sie als allegorische Zeichen zu lesen waren“, während die „Kompilation der Tiersammlungen“ dann „in späteren Bestiarien unter neuen, tendenziell säkularisierten Optionen erfolgte“; doch hier wie dort galten die versammelten Tiere

⁴ So fasst schon Aristoteles die Fabel als eine Unterkategorie des Beispiels: „Es gibt zwei Arten von Beispielen: Eine besteht darin, frühere Ereignisse zu erzählen, die zweite darin, selbst etwas zu erdichten. Letztere ist entweder ein Gleichnis, oder aber Fabeln, wie die von Äsop oder die lybischen.“ Die Beispielhaftigkeit von Fabeln sei dabei besonders „für Reden vor dem Volk geeignet“, mithin zur Popularisierung von Argumenten, denn Fabeln „haben den Vorteil, daß es schwierig ist, passende Vorgänge aus der Vergangenheit zu finden, leichter jedoch, entsprechende Fabeln“, Aristoteles: *Rhetorik*, 1393b–1394a.

„stets als exemplarische Träger von ‚Informationen‘ und Mittler von Wissen“.⁵

Seit der Antike firmieren Tiere aber auch in der politischen Theorie als zentrale Beispiele, etwa zur Verhandlung von Innen und Außen, Einschluss und Exklusion, als Modelle staatlicher Ordnungen oder als Vorbilder der Herrschaft. So empfiehlt bereits Platons *Politeia* den Wächtern des Staates, sich ein Beispiel an den „edlen Hunden“ zu nehmen, weil diese über die entscheidende politische Fähigkeit der Unterscheidung von Freund und Feind verfügten.⁶ Tatsächlich sind es, wie Alexander Kling bemerkt hat, gerade „[d]ie Beispiele aus der *Politeia* und den *Nomoi*“, die „Platon als politischen Zoologen aus[weisen]: Er stützt seine Ordnungsentwürfe mit Tieren als Ordnungswesen“.⁷ Das gilt nicht minder für Aristoteles, der mit seiner Bestimmung des Menschen als *zoon politikon* eine „äußerst wirkmächtige Argumentationsfigur“ prägte, die heute als „Geburtsstunde einer Zoologie des Politischen“ gilt.⁸ Diese entwirft der Philosoph und Begründer der Naturkunde als wissenschaftlicher Disziplin im Ausgang von einer sozialen Artenlehre, entlang der er die Tiere klassiert, wobei er zunächst

⁵ Monika Schmitz-Emans: *Enzyklopädische Phantasien. Wissensvermittelnde Darstellungsformen in der Literatur – Fallstudien und Poetiken*. Hildesheim/Zürich/New York 2019, S. 651.

⁶ Platon: *Politeia*, II. Buch, 376 A.

⁷ Alexander Kling: Die Tiere der Politischen Theorie. In: Roland Borgards (Hg.): *Tiere. Kulturwissenschaftliches Handbuch*. Stuttgart 2016, S. 97–109, hier S. 100.

⁸ Ebd. Vgl. auch das Vorwort von Anne von der Heiden und Joseph Vogl zu dem von ihnen herausgegebenen einschlägigen Sammelband, dessen Titel einer ganzen Forschungsrichtung den Namen gab: *Politische Zoologie*. Zürich/Berlin 2007, S. 7–12, hier S. 8.

die „Einzelgänger“ von den „Herdentieren“ unterscheidet, um letztere dann anhand folgender Beispielerreihe weiter auszudifferenzieren:

Von den Herdentieren bilden die einen Staaten, während die andern für sich bleiben. [...] Einen Staat bilden solche, die ein gemeinsames Arbeitsziel haben, was ja nicht bei allen Herdentieren der Fall ist. Dazu gehören Mensch, Biene, Wespe, Ameise, Kranich. Diese leben wieder unter einem Führer, teils führerlos, z. B. der Kranich und die Gattung der Bienen unter einem Führer, Ameisen und tausend andere ohne Führer [...].⁹

Eine dieser Tiergattungen aus der Reihe der Staatenbildenden findet sich auch im Ersten Buch der *Politik*, wo Aristoteles nun erklärt, dass „der Mensch in weit höherem Maße als die Bienen und alle anderen herdenweise lebenden Tiere ein politisches Lebewesen“¹⁰ sei. Wie Eva Johach gezeigt hat, handelt es sich hier um den Beginn der Geschichte des „Bienenstaats als politisch-moralisches Exempel, in der das politische Tier den Part eines nachahmungswürdigen Vorbilds spielt“, wobei das „Modell ‚Bienenstaat‘ in seiner langen Tradition als Muster einer wohl eingerichteten und gottgewollten Ordnung einer Reihe von Erschütterungen ausgesetzt“ ist, bevor es „Ende des 19. in politischer wie biologischer Hinsicht seine Erklärungskraft verliert“.¹¹

⁹ Aristoteles: *Tierkunde. Die Lehrschriften*. Hg., übersetzt und in ihrer Entstehung erläutert von Paul Gohlke. Bd. 8,1. Paderborn 1949, S. 49f.

¹⁰ Aristoteles: *Politik*. Nach der Übersetzung von Franz Susemihl mit Einleitung, Bibliographie und zusätzlichen Anmerkungen von Wolfgang Kullmann. Reinbek bei Hamburg 2009, S. 47.

¹¹ Eva Johach: Der Bienenstaat. Geschichte eines politisch-moralischen Exempels. In: *Politische Zoologie*, S. 219–233, hier S. 220.

Wie mit den zitierten Reden von „Beispiel“, „Exempel“, „Vorbild“, „Modell“ oder „Muster“ bereits deutlich wird, hat die neuere Forschung, wie sie seit gut fünfzehn Jahren unter dem ebenso großen wie heterogenen Dach der kultur- und literaturwissenschaftlichen *Animal Studies* entstanden ist, die Beispielhaftigkeit oder den exemplarischen Status von Tieren in Wissensdiskursen durchaus immer wieder bemerkt und betont. Bislang ist man dabei jedoch ihrem Stellenwert *als* Beispiele, den argumentativen, rhetorischen, propädeutischen oder normativen Funktionen von Beispiel-Tieren zumal in ihrer je art-spezifischen Mannigfaltigkeit, sowie dem verschiedentlichen Umgang mit ihnen kaum genauer nachgegangen. So wäre zwischen modellgebendem „Muster“, anleitendem „Vorbild“ und literarischem „Exempel“ zu unterscheiden; die Frage nach dem Exemplar als gattungstechnische Kategorie wäre zu stellen; die Phänomene der Reihenbildung wären zu untersuchen, und auf die konzeptuelle, argumentations- und textstrukturierende Funktion eines Paradigmas wäre ebenso einzugehen, wie auf die Medialität der Anschaulichkeit der Tier-Beispiele, denn es macht einen Unterschied, ob diese in Form von Bildern gegeben oder metonymisch mit ihrem Gattungsnamen aufgerufen werden; nicht zuletzt verdient auch die Frage nach Beispielen als Medien des Übergangs von der Theorie in die Praxis des (politischen oder moralischen) Handelns, wie ihn gerade beispielgebende Vorbilder leisten sollen, eine eingehendere Betrachtung. Aber zu groß scheint auch hier noch der alte philosophische Vorbehalt gegenüber Elementen, die dem Wahrheitsanspruch von Begriffen nicht genügen, sondern ‚bloß Beispiele‘ sind, denen man häufig nicht mehr als

den vermeintlich schlichten Wert von Illustrationen zuerkennt. Stattdessen haben sich andere Beschreibungstermini etabliert, ohne dass deren Zusammenhänge sowie Unterschiede zu dem geklärt worden wären, was man *Beispiel* nennt – oder Paradigma, oder Modell, oder Vorbild, oder Muster.

So lassen Benjamin Bühler und Stefan Rieger ihren wegweisenden Titel *Vom Übertier. Ein Bestiarium des Wissens* zunächst ganz explizit von der Beobachtung einer „Verkehrung von Präfiguration und Postformation“ im Verhältnis von Mensch und Tier ausgehen, in der „das Tier dem Menschen zu einem *Vorbild* wird, zu einer idealen Verkörperung von Fähigkeiten, über die der Mensch – jedenfalls als (natürliches) Wesen – nicht verfügt“.¹² In diesem Sinne werde „[d]as Tier zum Übertier“¹³. Das geht in sämtlichen modernen Wissenschaften von der Physik, der Biologie, der Virologie, den Ingenieurwissenschaften bis zur Kybernetik einher mit einer „Inversion der Blickrichtung – Tiere sehen den Menschen an oder genauer noch: Wissenschaftler sehen durch die Augen der Tiere auf den Menschen, und was sie sehen, sind Defizite und Mängel nicht des Tieres, sondern des Menschen“¹⁴. Daher dient „das Tier nicht nur dem Menschen, sondern auch der Erkenntnis als Vorbild: es wird zur Maßgabe für die Formulierung bestimmter Wissensbestände“¹⁵. Wie Bühler und Rieger

¹² Benjamin Bühler und Stefan Rieger: Einleitung. In: Dies.: *Vom Übertier. Ein Bestiarium des Wissens*. Frankfurt a. M. 2006, S. 7–13, hier S. 9.

¹³ Ebd.

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Ebd.

betonen, dienen Tiere in Wissensdiskursen dabei „nicht schlicht als Illustrationen der theoretischen Überlegungen, sondern sie fungieren als Wissensfiguren“¹⁶. Das Argument der Vorbildhaftigkeit werde erst „[m]it der *Wissensfigur* des Tieres aus einem platten Biologismus gelöst und zu einer Denkfigur ausgeweitet“¹⁷. Nach dieser Maßgabe richtet sich auch die Auswahl der Tiere, die dieses *Bestiarium* versammelt, um „eine Geschichte des Wissens“ zu liefern, „das durch und über die Figur des Tiers erzeugt wurde und wird“.¹⁸ In den Augen der Autoren lässt sich offenbar nur im Namen der Wissensfigur auch der agentielle Charakter der Tiere erfassen, die eben nicht einfach Objekte des Wissens sind, sondern umgekehrt genauso das an ihnen gewonnene Wissen „organisieren und strukturieren“¹⁹: So sind „die Helden dieser Geschichte Tiere als Wissensfiguren, als Agenten eines Wissens, das sich aus diesen Figuren generiert“²⁰. Insofern sie aber „zyklisch auch durch die Experimentalsysteme, deren Objekte sie sind, hervorgebracht“²¹ werden, handelt es sich dabei stets auch um fingierte Tiere. Gleichwohl deren Fiktionalität von anderer Art ist und aus anderen Texturen stammt, als denen der Literatur, der bildenden Kunst, des Films oder des Comics, bleiben deren Phantasie-Tiere eigentümlich virulent. Und so finden sich in diesem *Bestiarium* denn auch genuin fiktionale Tiere wie etwa Mickey Mouse.

¹⁶ Ebd., S. 10.

¹⁷ Ebd., S. 9.

¹⁸ Ebd., S. 12.

¹⁹ Ebd., S. 10.

²⁰ Ebd., S. 12.

²¹ Ebd., S. 11.

Neuerliche Aufmerksamkeit hat das *Tier im Text* dann nicht zuletzt mit dem von Ulrike Vedder und Hans Jörg Scheuer herausgegebenen Sammelband erfahren, der sich eigens der *Exemplarität und Allegorizität literarischer Lebewesen* widmet, dabei aber auch immer wieder auf deren Relevanz für das Auftreten von Tieren in den Texten anderer Wissensdiskurse wie etwa der Philosophie hinweist. Die spezifisch exemplarische Leistung literarischer Tiere beschreiben die Herausgeber ausgehend vom Ersten Gesang der *Divina Commedia* Dantes wie folgt: Dieser erzähle nämlich nicht nur von abenteuerlich gefährlichen Mensch-Tier-Begegnungen, sondern zeige zugleich auch „die Kapazität der Literatur, Szenarien psychischer Intensität zu versammeln und ihnen einen imaginären Schauplatz zu schaffen“, dessen „Exemplarität es Lesern oder Hörern [ermöglicht], am Beispiel der Tiere zu entwickeln, was Thomas von Aquin eine ‚experimentalis cognitio‘ der eigenen Seelenbewegung nannte“.²² Diese Frage nach den verschiedenen Ausgestaltungen jenes ‚Gedankenexperiments‘ im Zeichen des Tiers knüpft dabei wiederum an neuere philosophische Reflexionen an, wie sie etwa Giorgio Agamben über *Das Offene. Der Mensch und das Tier* angestellt hat, wo er versucht, „den Einsatz im Spiel dieser *cognitio experimentalis* [zu] begreifen“:

Vielleicht sind nicht nur Theologie und Philosophie, sondern auch Politik, Ethik und Jurisprudenz in dieser Differenz zwischen Tier und Mensch aufgespannt und aufgehoben. Das kognitive Experiment, von dem hier

²² Hans-Jürgen Scheuer und Ulrike Vedder: Vorwort. In: Dies. (Hg.): *Tier im Text. Exemplarität und Allegorizität literarischer Lebewesen*. Bern 2015, S. 9–20, hier S. 10.

die Rede ist, betrifft letztlich die Natur des Menschen – genauer aber: die Herstellung und Definition dieser Natur.²³

Mit dem genuinen Interesse für *Beispiel-Tiere* und die mit ihnen in verschiedensten Wissensdiskursen von der Philosophie bis zur Quantenphysik ermöglichten Gedankenexperimente schließt das vorliegende z.B.-Themenheft an die genannten Einsichten der Forschung an, möchte zugleich aber auch über diese hinausgehen, indem es nun erstmals genauer nach den Funktionen und der Rolle fragt, die Tiere *als* Beispiele einnehmen. Die in diesem Themenheft versammelten Beiträge sind insofern für die *Animal Studies* wie für die *Beispielforschung* gleichermaßen interessant. Und in jedem Falle machen sie – gleichsam als Probebohrungen – deutlich, dass hier ein ergiebiges Forschungsfeld vorliegt, das noch viele Untersuchungen ermöglicht.

So widmet sich VERA THOMANN in ihrem Beitrag dem Axolotl als exotischem Beispiel-Tier, an dem Agamben seine Theorie der Kindheit entwirft. Thomann arbeitet nicht nur heraus, wie das einzelne Beispiel dabei zusehends in den Rang eines Paradigmas mit ebenso modellgebenden wie konzeptuell-argumentationsstrukturierenden Funktionen erhoben wird, sondern verfolgt zugleich auch die literarischen Vorläufer jenes Kindheitskonzepts in Aldous Huxleys non-linearem Bildungsroman *Eyeless in Gaza*, wo sich bereits eine Poetik des „Nicht-Werdens“ abzeichnet. Der Beitrag von SEBASTIAN SCHÖNBECK befasst sich mit einem demgegenüber un-

²³ Giorgio Agamben: *Das Offene. Der Mensch und das Tier*. Aus dem Italienischen von Davide Giuriato. Frankfurt a. M. 2003, S. 32. Zit. nach Scheuer/Vedder: Vorwort, S. 10.

gleich bekannteren Beispiel-Tier, nämlich dem Wolf und seiner Rolle in den Texten von Gotthold Ephraim Lessing: Ausgehend von der Beobachtung, dass der Wolf hier sowohl als Fabelfigur als auch als Beispiel in der poetologischen Theorie der Fabel auftritt, stellt sich die Frage nach der eigentümlichen Exemplarität des Wolfs im Spannungsverhältnis zu seiner Individualität, – nicht zuletzt auch vor dem Hintergrund des epistemologischen Umbruchsgeschehens, das sich im Zuge der Verabschiedung der topischen Wissensordnung der frühen Neuzeit und der Empirisierung des Wissens in der Aufklärung vollzieht.

ELIAS KREUZMAIR untersucht in seinem Beitrag die letztlich unverzichtbaren Funktionen von Tier-Lauten wie dem Knurren des Hundes, die bei Valentin Ickelsamer, einem Pionier der Lautier-Methode, zur didaktischen Anleitung des Lesen-Lernens und seiner Einübung dienen. Die Tier-Beispiele erweisen sich dabei nicht nur als „Kippfiguren“ zwischen Lesedidaktik und reformatorischer Theologie, sondern auch als Agenten des Übergangs von der Theorie in die Praxis des Lesens, die eine dezidiert medientechnische Dimension haben und auf die Ausbildung einer Körpertechnik zielen. Auf den Hund gekommen ist auch MARIA-ANNA SCHIFFERS: Ihr Beitrag widmet sich Ms. Cayenne Pepper und damit zuzusagen der Haushündin der berühmten Tiertheoretikerin Donna Haraway. Es ist eine interessante Tatsache, dass die *Animal Studies* ihren Anfang insbesondere bei Theoretiker:innen nehmen, die ihr Verhältnis zu ihren ‚eigenen‘ Haustieren als Fälle oder Beispiele von Gefügen beschreiben – man denke an Jacques Derridas berühmte Katze, – die jegliche diskrete Grenz-

ziehung zwischen Mensch und Tier als problematisch erscheinen lassen. An Ms. Cayenne Pepper, aber auch anderen Hunden, illustriert Haraway die „multidirektionale Beziehung“ von *companion species*, und hat sich durch diese ‚Wende‘ zum (eigenen) Hund die Kritik so mancher feministischer Wissenschaftlerin zugezogen. Pepper changiert dabei zwischen Theorieobjekt, Fallbeispiel, autobiographisch-anekdotischer sowie didaktischer Erzählung. Erstaunlich ist indes, dass Haraway selbst es zu vermeiden scheint, von Ms. Cayenne Pepper als einem Beispiel zu sprechen.

JENNIFER GERBER beschäftigt sich dagegen nicht mit Haustieren, sondern einem geradezu prototypisch wilden Tier. Sie untersucht eine illuminierte Handschrift von Konrad von Megenburgs *Buch der Natur*. Von den vielen grafischen Tierdarstellungen in dieser Handschrift aus dem 15. Jahrhundert sticht die des Löwen – des Königs der Tiere – besonders hervor, weil sie das Tier nicht in einen Bezug zur Sphäre des Menschen setzt und ihm stattdessen ein zweites Exemplar der Spezies beigesellt. Das exemplarische Bild des Löwen erweist sich als vielschichtig, indem es über die Beschreibung des Löwen im Text, die selbst schon eine Überlagerung verschiedener Diskurse darstellt, noch einmal hinausgeht und sie zugleich interpretiert. BEN DITTMANN wendet sich dann der Sphäre des äußerst Fremdartigen zu, die offenkundig in besonderem Maße der tierischen Beispiele bedarf. Er untersucht dazu ein populärwissenschaftliches Buch von Heinz Kimmer, das bereits den entsprechend reißerischen Titel *Aliens der Ozeane* trägt. Als Beispiel für solche ‚Aliens‘ schaut die Leser:innen bereits auf dem Cover ein roter *octopus vulgaris* aus der Tiefsee an. Dittmann geht

der Frage nach, wie die Cephalopoden hier als „Kontaktstellen“ diverser Diskurspartikel dienen, die vom populären Genre gleichsam ‚verschlungen‘ werden. Dabei zeigt sich, wie an Topoi angeschlossen wird, die sich nicht zuletzt in der Romanliteratur des 19. Jahrhunderts finden.

Zum Abschluss fliegt alles in die Luft, in doppeltem Sinne, es geht um explodierende Vögel: PETER RISTHAUS setzt seine Untersuchung zum Stieglitz bei John L. Austin aus z.B. Nr. 4 fort, indem er der Wiederaufnahme dieses Beispiel-Tiers durch Stanley Cavell, der Austins Schüler war, nachgeht. An jenem kleinen Vogel entwickelt Cavell den Unterschied zwischen „generischen“ und „spezifischen“ Objekten, der wiederum mit der Behauptung zusammenhängt, dass Austins Beispielgebrauch sich wesentlich von dem eines klassischen Erkenntnistheoretikers unterscheidet, und ein Licht auf den Unterschied wirft, ein Objekt durch Kriterien zu identifizieren oder seine Existenz zu behaupten oder in Frage zu stellen. Dabei taucht dann überraschenderweise eine Krähe auf.

Zwischendurch finden unsere Leser:innen die z.B.-Rubrik AUFGELESENES: Im ersten Teil geht es diesmal um den Löwen als Beispiel der Grammatik, und im zweiten Teil um Ratten, um das Faultier sowie um einen seltsamen Vogel, der keiner ist und daher nicht nur die Taxonomien der Biologie, sondern auch die Ästhetiker des 19. Jahrhunderts verwirrt hat.

Jessica Güsken